

Ich habe ein wenig das Gefühl, erklären zu müssen, wie ein Theatermann in Ihre Fachrunde kommt: Vor Jahren fragte mich mein Bruder, ein Jesuitenpater, nach den Gemeinsamkeiten unseres Berufes. Ich antwortete, beide trügen wir Kostüm und sprächen fremden Text. Auch Goethes „Faust“ läßt sich bei dieser Gelegenheit zitieren:

Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren ...

Ja — wenn der Pfarrer ein Komödiant ist.

Aber im Ernst: es gibt Bezüge. Das Wort *LITURGIE* als Werk für das Volk ist ein Terminus für das antike Theater — und das ist schließlich ja aus dem Kultischen, der Dionysos- und Apollonverehrung, also aus dem Gottesdienst, entstanden.

Und noch ein für mich sehr wesentlicher Grund: wir sprechen von der „Mutter Kirche“. Das Kind erfährt die Mutter aber zunächst über die Sinne — also ist es durchaus legitim, auch Kirche sinnlich zu erfahren. Und für sinnliche Eindrücke ist ein Theatermann sicher kompetent. Also wird meine unmittelbare, sinnliche Erfahrung der Liturgie als Theatermann und aktives Gemeindemitglied meiner Untersuchung der liturgischen Dramaturgie zugrundeliegen.

Ausgangspunkt ist zuerst die Architektur, der Raum, in dem sich Liturgie vollzieht. Und hier muß ich etwas tun, was ich beim Schwerpunkt meiner Untersuchung — Text und Gestus — gern vermeiden will (weil ich es gar nicht kann) — ich muß historisieren. Denn der Raum für den Gottesdienst hat sich über anderthalb Jahrtausende entwickelt und ist heute nur in Details verändert — im Prinzip orientiert sich auch ein zeitgenössischer Neubau an den gewachsenen Strukturen. Nehmen Sie also bitte diesen kleinen Ausflug in Kauf — wir kommen bald zu Konkreterem.

Anmerkung von Univ.-Prof. Dr. Hans Bernhard Meyer SJ

* Das Referat von Paul Schmidkonz war für die Teilnehmer am Symposium sehr aufschlußreich, aber es könnte bei den Lesern zu Mißverständnissen führen. Aufschlußreich ist es, daß nach Schmidkonz' eigenen Worten ein „aktives, halbwegs intelligentes Gemeindemitglied“ trotz jahrzehntelanger Gottesdienstpraxis und trotz seiner Berufstätigkeit als Schauspieler und Regisseur zu Urteilen und Vorschlägen kommt, die in mancher Hinsicht der inneren Sinngehalt, aber auch der rituellen Fei ergestalt der Eucharistie widersprechen. Er hat sie offensichtlich im konkreten Vollzug der Meßfeier nicht so deutlich, wie es notwendig wäre, zu Gesicht bekommen — „weder auf den ersten noch auf den fünften Blick“. Sein Referat signalisiert daher unübersehbare Defizite im „Textbuch“, bei der „Regiearbeit“ und bei den „Darstellern“, d. h. im Meßbuch und seinen Rubriken sowie bei den Gemeinden, ihren Diensten und vor allem bei ihren Vorstehern. Ein Mißverständnis wäre es deshalb, wenn man alle im Referat enthaltenen Vorschläge und kritischen Anmerkungen als akzeptabel und der sachgerechten Feier der Eucharistie dienlich betrachten würde. Daran ist jedoch nicht der Referent schuld. Die Schuld liegt vielmehr bei den genannten Defiziten.

Im Grunde kann Kirche — wie Theater — überall stattfinden. Voraussetzung für einen spezifischen Raum ist nur das Publikum, die Gemeinde. Man braucht nur einen Ort, der Publikum anzieht.

Der fand sich zunächst mit Vorliebe über Märtyrergräbern; die Totenverehrung war gleichzeitig eine günstige Gelegenheit, sich zum Gottesdienst zu versammeln. Mit dem Anwachsen der christlichen Gemeinden wuchs das Bedürfnis, den Raum zu vergrößern, in erreichbare Nähe zu rücken. So kam die Kirche ins Dorf, wurde bald Zentrum und betonte das durch den liturgisch überflüssigen, aber als Zeichen eindrucksvollen Turm: hier ist die Verbindung zum Himmel! Das Märtyrergrab wurde durch das symbolische Einmauern einer Reliquie in den Altar ersetzt. Die Kirchenarchitektur war geboren.

Von nun an machte die religiöse Architektur jeden Stilwandel mit:

In der *Romanik*, speziell in der karolingischen Zeit, wird der Christus Rex (gloriae wie tremendae majestatis) betont. Der Bau orientiert sich an der wuchtigen Palazzoarchitektur — der Herrscher, meist auch Bauherr, betont die Parallele zur eigenen Herrschaft. Und schon werden die Schranken aufgerichtet, später durch die Kommunionbank sogar wie durch einen Schlagbaum zementiert: oben der Klerus, unten die Plebs. Das Lateinische der Kirchensprache schafft eine zusätzliche Abgrenzung.

In der *Gotik* entfernt sich Christus noch mehr vom Volk. Der Bau strebt in riesige Höhen und verweist auf den Himmel, weg von allem Irdischen. Der Altar rückt in unerreichbare Ferne, und geht der Priester einmal zur Predigt unters Volk, dann besteigt er eine Kanzel und schwebt in der Höhe über ihm. Eine ausgeklügelte Lichtregie — künstlerisch sicher wertvoll — verdunkelt den „Zschauerraum“ durch bunte Fenster an den Seiten, während der nach Osten ausgerichtete Chor von der Morgensonne ausgeleuchtet wird. Die Trennung in Vorhalle = Vorhölle, Publikumsraum = Erden-schwere, Altar und Presbyterium = Paradies, mußte sich aufdrängen.

Die *Renaissance* erhob den Anspruch, ein neues Menschenbild zu schaffen, den Menschen wieder in den Mittelpunkt der Welt zu stellen. Durch eine Fülle von Heiligen — sprich Menschenfiguren — hält dieses Menschenbild überlebensgroß nun auch seinen Einzug in die Kirche — aber die alten Schranken fallen nicht. In weiter Ferne, dem Publikum abgewendet, findet in fremder Sprache eine Handlung statt, die immer mysteriöser wird. Es ist die erste große Zeit der Kirchenkomponisten, die wenigstens fürs Ohr eine gefühlsmäßige Beteiligung ermöglichen.

Die *barocke* Kirche schmückt sich im Zug der Gegenreformation mit allem Glanz, den Maler, Bildhauer, Stukkateure aufbieten können, als Antwort auf den kargen, nüchternen Protestantismus — nach dem Motto: „seht her, so schön ist es bei uns Katholiken!“ Aber wieder — keine

Öffnung zur Gemeinde hin. Die findet inzwischen bei den Protestanten statt; der Pastor wendet sich an die Gemeinde, die heilige Schrift rückt ins Zentrum des Gottesdienstes — und das in der Landessprache, für jedermann verständlich! Ich erinnere mich noch gut: 1949 feierten wir Pennäler mit unserem Rektor, einem sehr weisen Benediktiner, in einer kleinen Wallfahrtskirche außerhalb der Stadt die Karsamstagsliturgie unter größter Geheimhaltung in der Osternacht in deutscher Sprache; bei Bekanntwerden hätte unser vergötterter Rex große Schwierigkeiten mit dem Ordinariat bekommen ...

Das 2. *Vaticanum* brach endlich den Bann; die Schranken fielen, die Kommunionbänke verschwanden, der Altar wandte sich zur Gemeinde, Ambo ersetzte die Kanzel, das Volk konnte *sehen* und das Gehörte *verstehen*. Laien wurden am Geschehen aktiv beteiligt. Wäre das Wort nicht zu abgegriffen, könnte man von einer Demokratisierung sprechen.

Schluß mit der Historie, wir sind am Punkt. Denn in dieser Umgebung findet heute Liturgie statt. Ab sofort kann ich mich ausschließlich auf die Gegenwart beschränken, denn es geht um den heute benutzten Text und den derzeit parallel dazu praktizierten Gestus. Und hier beginnen meine Schwierigkeiten.

Ich spreche hier als aktives, halbwegs intelligentes Gemeindemitglied. In meinen ersten Versuchen zu diesem Referat interpretierte ich den Gemeindegottesdienst so, wie er sich mir beim persönlichen Erleben darstellte — und das war leider ganz falsch.

Wie das alles wirklich gemeint ist — das erfuhr ich erst durch ein sachbezogenes Manuskript.

In der erneuerten Liturgie haben sich die Akzente verschoben, die Intentionen geändert. Nur sind diese Veränderungen weder auf den ersten noch auf den fünften Blick zu erkennen.

Ursache:

Der wirkliche Sinn geht unter in einer Flut von Texten, die verdoppeln, wiederholen, zerreden. Nicht ganz schuldlos daran sind auch die Zelebranten, die durch „Eigenbeiträge“ glauben erklären zu müssen, was sie jetzt sagen und tun werden. Einige Texte sind für mein Gefühl auch schlecht plazierte. Durch all das wird vom eigentlichen Geschehen unzulässig abgelenkt, der dramaturgische rote Faden geht verloren.

Sie haben sich bewußt einen Theatermann eingeladen. Mein Metier hat nicht den Effekt zum Ziel, sondern die größtmögliche Effektivität einer Sache. Und da sehe ich den Ansatz für meine Textkritik.

Meine Sprache ist die des Theaters; lassen wir es dabei. Versuchte ich theologisch zu fachsimpeln, wäre das Hochstapelei.

Damit also zum Hauptpunkt:

Ein wichtiger Theatergrundsatz ist: was gestrichen ist, kann nicht durchfallen. Weniger salopp gesagt: auch das beste Stück braucht Striche. Ein Romantext darf schwierig sein; ich kann eine Seite ja mehrmals lesen. Eine Aktion muß beim erstmaligen Hören und Sehen begriffen werden, soll ihr Sinn nicht verlorengehen. Muß ich einen Vorgang erst kommentieren, dann stimmt etwas nicht.

Es gilt also, bei der Handlung „Meßfeier“ das Wesentliche auch für den Laien verständlich herauszuarbeiten, Handlungselemente zu verdeutlichen, Texte zu verknappten, wo es möglich ist (ich verspreche, radikal zu sein) und umzustellen, wenn es mir nötig erscheint.

Halten Sie Minimalstriche nicht für kleinkariert; oft genügt schon ein einziges gestrichenes Wort, um einen Text präzise werden zu lassen.

Also zunächst —

DER TEXT.

Die Zweiteilung der Handlung ist klar und gut:

1. Akt: Wortgottesdienst — Verkündigung des Wortes.
2. Akt: Eucharistiefeier — Erfüllung des Wortes.

Aber die Crux beginnt hier schon mit der Ökonomie: die Ausgewogenheit, die Verteilung der Gewichte. Die Eucharistiefeier *muß* der Schwerpunkt bleiben. In der Praxis ufert leider der Wortgottesdienst in einem Maße aus, daß der zweite Akt wie ein rasches Finale erscheint — und um ihn geht es doch in der Hauptsache.

Dabei lassen sich diese Schwierigkeiten meiner Meinung nach mit relativ einfachen Mitteln beheben.

En detail:

1. Akt: DER WORTGOTTESDIENST.

Auch hier sehe ich eine klare Zweiteilung: *Exposition* (Begrüßung bis Kyrie). Die dramatis personae werden vorgestellt.

Thema mit Variationen (Gloria bis Credo und Fürbitten).

Klärung, worum es in der „Sache mit Gott“ grundsätzlich und speziell heute geht.

a) *Exposition*

Die kürzeste Exposition ist immer die beste. Auf jeden Fall mit „Im Namen des Vaters“ beginnen. Schon mit dem ersten Satz muß klargestellt werden, in wessen Namen und zu wessen Ehre sich die Gemeinde versammelt hat.

Wenn der Priester danach sich mit einigen privaten Worten an die Gemeinde wendet, das Tagesanliegen und den Sinn der heutigen Kollekte

nennt, so ist das in Ordnung — nur bleibe er bei einer knappen Formulierung und nehme nicht schon hier der Predigt ersten Teil vorweg. Im Anschluß ist von allen zur Wahl stehenden Begrüßungsformeln die kürzeste auch die prägnanteste: „Der Herr sei mit euch.“ Wobei ich die Antwort „und auch mit dir“ vorziehe. „Und mit deinem Geiste“ ist zwar wörtlich, hat für mich aber einen fatal ätherischen Beigeschmack. Und ich bin nun einmal fürs Konkrete ...

Das Confiteor sollte unbedingt bleiben. Ich mache mich damit nicht klein, sondern gebe ehrlich zu, daß ich Gottes Hilfe brauche — eine Art Standortbestimmung. Dagegen möchte ich auf jeden Fall auf das Misereatur verzichten. Die Kyrie-Bitten besagen das Gleiche. Dazu kommt — neben der knappsten Form — die Feierlichkeit der dreimaligen Anrufung, die das Rituelle des Geschehens in Erinnerung bringt. Wir haben das noch an zwei weiteren Stellen, die entscheidende Vorgänge einleiten, beim dreimaligen Sanctus und beim Agnus Dei.

Das Kyrie zu einem Scheindialog auszubauen, halte ich für unnötig. Da spielt wohl die Angst mit, die Gemeinde könnte den Anschluß verpassen und asynchron sprechen. Das läßt sich leicht vermeiden, wenn der Priester jeweils die Anrede „Herr“, „Christus“, „Herr“ allein spricht und die Gemeinde in das „erbarme dich“ einstimmt.

b) Gloria bis Credo.

Gerade diese beiden Texte werden zu meiner Verwunderung in Frage gestellt. Dabei erscheinen sie mir als die ideale Klammer für den Wortgottesdienst.

1. Das Gloria ist einer der wenigen verbliebenen hymnischen Texte — schon das ist ein Grund. Vor allem aber wird in ihm der Gott vorgestellt, zu dem ich spreche und der nun zu mir sprechen wird.
2. Im Credo bekenne ich mich zu ihm und zu dem, was ich eben von ihm gehört habe — das hat eine innere Logik.

Ein weiteres Argument: beim gemeinsamen Sprechen des Gloria und Credo wird die Gemeinde aktiviert, die sonst Gefahr läuft, zur bloßen Akklamation („Amen“, „und mit deinem Geiste“) verurteilt zu werden.

Der eigentliche Einstieg bleibt natürlich das *TAGESGEBET*.

Dazu eine Bitte: nicht vorher lange erklären, worum wir jetzt bitten werden. Es einfach *tun* — wir Laien kapieren dann schon. Meist ist das Tagesgebet auch besser formuliert als eine Stegreifvorrede.

Die Steigerung der Verkündigungstexte könnte dramaturgisch nicht besser sein:

LESUNG I Vorläufer

LESUNG II Jünger

EVANGELIUM Worte des Herrn, von Augenzeugen berichtet.

Auch die abschließenden Formeln sollen beibehalten werden. Sie bezeugen einen Respekt, der besagt, daß es sich eben nicht um x-beliebige Texte handelt.

Dagegen möchte ich die ZWISCHENGESÄNGE streichen und durch einen Moment des Schweigens ersetzen. Ich muß das eben Gehörte „verdauen“. Die Psalmen sind wunderbar, aber sie sagen mir nichts Neues, wenn ich das Alte nicht verarbeitet habe. Was die Aussage verstärkend gemeint ist, verwässert sie in Wirklichkeit. Und bitte: schon gar kein Lied!!

Der kritische Punkt im Wortgottesdienst ist die PREDIGT.

Sie ist — nach der Steigerung der Lesungen, ein retardierendes Moment. Das ist in Ordnung, man braucht einen Ruhepunkt. Er darf aber keine Einladung zum Kirchenschlaf werden ...

Ich möchte nicht mißverstanden werden: ich führe keinen Rundumschlag gegen die Prediger. Aber ich will auf Auswüchse in der Praxis hinweisen, die die Ökonomie der gesamten Meßfeier ins Wanken bringen.

1. Wenn die Predigt ein Drittel der gesamten Meßdauer beansprucht, gerät die Dramaturgie aus dem Lot.

2. Ich will keine Bildungspredigt. Zitate können hilfreich sein. Aber ein Querschnitt durch die Lektüre des Predigers interessiert mich nicht.

3. Auf der Hand Liegendes wird erklärt, Dinge, die unserem Verständnis fern liegen, nicht.

Beispiele:

Der barmherzige Samariter:

Das Gleichnis von der Barmherzigkeit ist klar. Aber warum Samariter? Man assoziiert sofort: caritative Einrichtung. Nein — der Samariter in Judäa ist der Türke in Deutschland! Das verschärft das Gleichnis und hat sozialen Aspekt.

Die vom Teufel Besessenen:

Die Angst vor den sogenannten Besessenen ist uns unverständlich. Was aber ist mit den guten Christen, die sich gegen die Ansiedlung von behinderten Kindern wenden? (Von der Parallele Aids — Aids gar nicht zu reden!)

Der Pharisäer ist für uns zum Synonym für den Heuchler geworden. Er war aber ein ernst zu nehmender, theologisch gebildeter Mann, der sich penibel an die mosaischen Gesetze hielt! Von hier her erhält dann das oft böse mißverständene „Selig die Armen im Geiste“ geradezu explosive Bedeutung!

Die Liste ließe sich fortsetzen ...

4. In ganz bestimmten Fällen wäre zu begrüßen, wenn der Prediger sich vom vorgegebenen Thema löste und zu einem aktuellen Problem Stellung bezöge, z. B. bei der armenischen Erdbebenkatastrophe. Wenn

der Priester die Ratlosigkeit mancher Gläubigen (und vielleicht sogar seine eigene Unsicherheit) erkennt und darauf eingeht, ist das hilfreicher als das Beharren auf einem einmal eingeschlagenen Thema. Das muß aber die Ausnahme bleiben. (Vielleicht sollte es in diesem besonderen Fall dem Priester freigestellt werden, wenigstens *eine* Lesung nach seinem eigenen Ermessen themabezogen auszuwählen.

Doch genug damit, sonst läuft die Kritik ebenso aus dem Ruder wie das Kritisierte; aber mir ist gerade dieser Punkt so wichtig, weil durch eine schwache Predigt der Wortgottesdienst, durch eine zeitlich überzogene Predigt sogar die Eucharistiefeier in ihrer Bedeutung nivelliert wird.

CREDO. Es sollte — wie bereits gesagt — bis auf wenige Ausnahmen bleiben. Allerdings plädiere ich sehr für das apostolische; es ist prägnanter, weniger theologisierend, ohne deshalb volkstümelnd zu sein.

Die den Wortgottesdienst abschließenden FÜRBITTEN bieten keine Schwierigkeiten. Sie gehören zur Tagesthematik und beziehen von da ihre dramaturgische Logik. Voraussetzung (ich wiederhole mich gern): sie müssen knapp formuliert und überschaubar sein. Eine weniger ist mehr als zwei zuviel. Alles Litaneihafte reizt zum Abschalten. Sind die einzelnen Fürbitten zu ausführlich, lauert man aufs Stichwort, den Einsatz zur Replik.

Lassen Sie mich meine „Idealfassung“ noch einmal skizzieren: In nomine patris — kurze Begrüßung — Dominus vobiscum — Confiteor (ohne Misereatur) — Kyrie (nicht verdoppelt) — Gloria — Tagesgebet — Lesungen (wenn möglich drei, aber ohne Zwischengesänge) — Predigt — Fürbitten.

2. Akt: DIE EUCHARISTIEFEIER.

Hier sind die Probleme wesentlich komplizierter. Durch die Reform wurde die Dreiteilung *Opferung — Wandlung — Kommunion* ersetzt durch eine Gliederung in zwei Abschnitte unterschiedlichen Gewichts. Man könnte sagen: *Präludium und Hauptszene*.

Wie sieht aber die Verwirklichung aus?

Ob man will oder nicht — in der Praxis ist die alte Trias wieder da. Die Ursache: Texte, Texte und wieder Texte. Vor allem werden die Abendmahlsworte und die gemeinsame Kommunion so weit auseinanderdividiert, daß jeder Zusammenhang verlorenght und beide wieder — wie früher — als selbständige Hauptteile sich emanzipieren. Hier muß erheblich eingegriffen werden. Doch nun der Reihe nach:

Präludium — die Gabenbereitung.

Auf die Übertragung der Geräte, das Zurüsten des Altars und die Gabenprozession werde ich beim Thema *GESTUS* eingehen.

Die eigentliche *Gabenbereitung* ist undurchschaubar. Sie wird durch

eine großangelegte Aktion — die Kollekte — gestört, für die an dieser Stelle keine absolute Notwendigkeit besteht. Der Text bleibt auf der Strecke, wird gewissermaßen privatisiert. Der ist aber wichtig. Die Handlung erklärt sich nicht per se, sondern nur in Zusammenhang mit dem Wort. Dies gilt vor allem für die komplizierte Symbolik der Vermischung von Wein und Wasser. Die Vermischung von Gottheit und Menschennatur wird klar durch den Text — aber dazu muß ich ihn hören! Nur erlasse man mir die Stelle „zum heiligen Zeichen“ — das ist der erhobene Zeigefinger des Lehrers und damit reichlich penetrant ...

Auch auf das zweite und vierte „Gepriesen bist du ...“ kann verzichtet werden. Es hat leeren Formelcharakter. Enden sollte es mit „damit er uns ein Kelch des Heils werde“.

Auf jeden Fall möchte ich das nun folgende „Herr, wir kommen zu dir“ streichen:

— Dieser Text ist schwülstig. Nichts gegen Demut, aber alles gegen Demutspathos ...

— Die Bitte um Annahme der Gaben wiederholt sich geradezu penetrant. Gott ist nicht schwerhörig. Und ich bin kein Kind, das glaubt, durch hartnäckiges Insistieren doch noch zum Ziel zu kommen.

Außerdem ist die Bitte andernorts besser formuliert — wir werden gleich darauf zurückkommen.

Zur Händewaschung

Sie ist sicher verzichtbar; aber bei minimalem zeitlichen Aufwand schafft sie als rituelle Waschung vor dem Mahl einen Bezug zu einem der zentralen Vorgänge und hat so durchaus ihren Sinn. Sollte sich allerdings eine Assoziation zur Pilatuszene einstellen, müßte sie sofort gestrichen werden.

*Und schließlich das *Suscipiat**

Behält man es bei — wofür ich plädiere — ersetzt es das Gabengebet. Auch hier bin ich für die kürzeste Form (B):

Priester: Laßt uns beten —

Gemeinde: Der Herr nehme ...

Ersetzt man das Wort „Opfer“ durch „Gaben“, kann das Gabengebet wegfallen. Denn im Gabengebet wird dann nichts Neues gesagt (ich wiederhole: Gott ist nicht schwerhörig):

— die Bitte ist ausgezeichnet formuliert, sie kann nicht besser gesagt werden und

— die ganze Gemeinde bittet, nicht ein einzelner für das unmündige Volk.

Da ich für Streichung des Gabengebets plädiere, kommen wir nun zur „Hauptszene“:

a) *Das Hochgebet:*

Vorweg: ich ziehe das Erste Hochgebet den drei anderen vor.

Der Grund: in dieser Version liegen Einsetzungsbericht und Kommunion am dichtesten beieinander. Mit Ausnahme des Memento mortuorum liegen alle den Zusammenhang bremsenden Texte vor den Herrenworten. Das Memento läßt sich anders plazieren. Zwischen den beiden großen Geschehnissen darf sich das Gespräch nicht mehr unentwegt um uns — Lebende wie Tote — drehen. Hier ist doch das eigentliche mysterium fidei. Ich beschränke mich daher bis auf wenige Stellen, die mir im 2. Hochgebet plausibler erscheinen, auf das 1. Hochgebet.

1. *Präfation*

Als Ouvertüre des Hochgebets ist sie der geeignete Auftakt. Die Präfation und das von der Gemeinde mitgetragene Sanctus drückt die ganze Vorfriede aus auf das, was Gott uns in der Eucharistiefeyer schenkt.

2. *Gebet für die Kirche und ihre Hirten*

Dieses läßt sich verknappen. Der „rechte katholische Glaube“ weckt in mir unangenehme historische Reminiszenzen. Daher nach „Dich, gütiger Vater ... und segne sie“ gleich auf „Schenke deiner Kirche Frieden und Einheit, behüte und leite sie und ihre Priester auf der ganzen Erde.“

3. *Gedächtnis der anwesenden und abwesenden Gläubigen*

Zwei Vereinfachungen zum Vorschlag: „Herr, du kennst ihren Glauben“ ist leere Formel. Wenn Gott ihn kennt, warum ihn extra darauf hinweisen? Und schließen mit der „Hoffnung auf das unverlierbare Heil“. Der Rest ist wieder einmal Darbringung der Gaben — das hatten wir schon.

4. *Gedächtnis der Toten*

Ich kann mir nicht helfen, aber ich sehe hier die einzig richtige Plazierung. Wir betonen damit die Gemeinschaft mit unseren Verstorbenen und erbitten gleichzeitig ihre Aufnahme in die Gemeinschaft der Heiligen, von der im Anschluß die Rede ist.

5. *Gedächtnis der Heiligen*

Mit diesem Gebet schließt ein dramaturgischer Bogen, der mir in sich logisch erscheint. Freilich sollte auch dieser Teil öffentlich sein. Ich will mich an der Bitte um Beistand für Lebende und Tote beteiligen. Diese Texte mit Gesang zu überbrücken, halte ich für falsch. Es geht nicht um

ein privates Anliegen des Zelebranten — alle Beteiligten sollten partizipieren!

Allerdings gibt es gerade im Communicantes für mich noch ein Ärgernis:

Gestatten Sie mir ein wenig Sarkasmus: das Heiligenregister bereitet mir Zahnschmerzen. Warum nicht gleich die Allerheiligenlitanei? Und das sind dann immer noch nicht alle. Könnte ja sein, daß die Ungenannten beleidigt sind und mir ihren Beistand entziehen! Im Ernst: Warum begnügt man sich nicht mit der pauschalen Benennung aller Heiligen? Meinetwegen noch den Tagespatron, aber auf keinen Fall mehr!

Mein Vorschlag: gehen Sie von „gedenken wir deiner Heiligen“ direkt auf „blicke auf ihr heiliges Leben und Sterben“ und von da gleich weiter mit „und nimm uns auf ihre Fürbitte auf in die Schar deiner Erwählten“. Davor liegt nur wieder die Bitte um Gabenannahme (*Gott weiß es jetzt!*). In dieser Fassung bilden die vier Gebetstexte keinen Störfaktor mehr. Sie sind in sich schlüssig, dazu logisch plazierte im Zusammenhang und dauern höchstens vier Minuten ...

6. Einsetzungsbericht

Als Einleitung bevorzuge ich hier die Version des Zweiten Hochgebets: „Wir bitten dich, sende deinen Geist ...“ Mit wenigen Worten wird die entscheidende Bitte ausgesprochen. Das Wortgeklingel der Fassung von Hochgebet eins steht in unangenehmer Diskrepanz zur Einfachheit der nun folgenden Einsetzungsworte. Sie und das abschließende „Geheimnis des Glaubens“ bedürfen keines Kommentars. Nicht aus falsch verstandener Ehrfurcht — nein. In ihrer Schlichtheit ist diese Stelle wohl die großartigste des gesamten Meßtextes.

Und jetzt meine Bitte: Lassen Sie danach der Gemeinde einen Moment der Stille, gehen Sie nicht nahtlos zur Tagesordnung über. Es ist ja soeben nicht irgendetwas geschehen — das Mysterium fidei hat sich offenbart. Ich verlange keine Gedenkminute, aber wenigstens Zeit zum Atemholen ...

Für das nun folgende Gebet möchte ich auch die Fassung von Hochgebet zwei übernehmen. Das Erste Hochgebet scheint mir zu literarisch, speziell die Zitierung alttestamentarischer Vorbilder (außerdem: wieviele wissen von Melchisedek mehr als den Namen?). Das Gebet für die Kirche hatten wir schon nach dem Sanctus, das Memento mortuorum ebenfalls, so daß unmittelbar an „und laß uns eins werden durch den heiligen Geist“ das „Durch Christus und mit ihm und in ihm“ anschließen könnte. Dadurch wäre die gewünschte Verbindung von Hochgebet und Kommunionteil einfach, aber begründet wiederhergestellt.

b) Der Kommunionteil:

Gebet des Herrn

Hier rede ich ausnahmsweise einer Erweiterung das Wort. Mir fehlt vor dem „Vater unser“ einfach ein wichtiger Gedanke:

Indem wir mit Jesus den Vater ansprechen, erklären wir alle uns zu Brüdern und Schwestern, eben zu Kindern eines Vaters; d. h. die Gemeinde konstituiert sich als Familie. Dieser Hinweis müßte formuliert werden, um dann in die Aufforderung überzugehen: „Laßt uns beten wie der Herr uns zu beten gelehrt hat.“

Das „Libera nos“ kann wegfallen — es walzt nur breit und führt nicht, wie beabsichtigt, fort. Die beiden letzten Bitten des „Vater unser“ sagen genug.

Friedensgebet

Haben wir uns im Pater noster als Brüder und Schwestern erkannt, dann ist das Friedensgebet der direkte und logische Anschluß. Das Herrenwort ist das Wichtigste. Daher nur vorweg: „Der Herr hat zu seinen Aposteln gesagt ...“ Nun der restliche Text inklusive „Der Friede des Herrn ...“

Agnus Dei, Einladung zur Kommunion

Einer unklaren Aktion wegen — Brechung des Brotes — das Agnus Dei über die dreimalige Anrufung hin auszudehnen, halte ich für unsinnig. Das stille Gebet vor der Kommunion möchte ich dem Rotstift anvertrauen. Hier gilt das für das Libera nos Gesagte: Wiederholung der letzten Pater-noster-Bitte mit größerem Aufwand.

Wichtiger scheint mir, nach dreimaliger Anrufung des Lammes dieses nun zu zeigen. Und da lassen Sie mich bitte auf einer winzigen Betonungsfrage herumreiten; es dient wirklich nur der Verdeutlichung. Zu sagen „Seht das *Lamm Gottes*“ ist falsch. Es ist, als hätten wir nie vom Lamm gesprochen. Aber wir haben es doch eben mehrmals angerufen! Also muß es heißen: „*Seht* das Lamm Gottes ...“ Hier ist es, ihr alle könnt es sehen! Dann ist das „Domine non sum dignus“ auch als Replik klarer.

Will man danach noch einen Satz hinzufügen, dann bitte nicht: „Kostet und seht ...“ Ganz gleich, wie man es interpretiert — es bekommt in jedem Fall einen merkwürdig falschen Beigeschmack.

c) Abschied und Entlassung:

Die Reinigung der Geräte sähe ich lieber nach der Meßfeier. Vielleicht denke ich da zu realistisch: man reinigt erst, wenn die Gäste gegangen sind. Aber eine Grundsatzfrage sehe ich darin nicht.

Der Segen

Ich weiß, daß vor dem Segen gewöhnlich die gemeindespezifischen Verlautbarungen ihren Platz haben. Das finde ich nicht gut. Die Bekanntmachungen sind nicht Bestandteil der Meßfeier — der Segen als Abschluß ja. Daher empfehle ich, diese beiden Positionen zu tauschen.

Also: Hier erst die *Bekanntmachungen*.

Danach *Ite missa est*. Bitte nicht: „Gehet hin in Frieden“, sondern eine sinngemäße Übersetzung.

Die frühere Praxis, das „*Ite missa est*“ vor dem Segen zu sprechen, war schon von der Wortbedeutung her Unsinn.

Ebenso verkehrt finde ich die heutige Angewohnheit, *nach* dem *Ite* noch zu singen. Braucht man unbedingt ein Lied, so soll es vorher gesungen werden. Die Entlassung ist definitiv — man befolgt sie, oder die Aufforderung kann unterbleiben. Es gibt Theaterstücke, die auf einen Schluß noch einen Überschluß setzen, Sinfonien, bei denen am Ende der Partiturdeckel einfach nicht zugehen will — sie werden dadurch nicht besser.

Lassen Sie mich auch hier den für mein Gefühl dramaturgisch richtigen Ablauf des zweiten Aktes noch einmal kurz zusammenfassen:

Einleitung: Präfation und Sanctus.

Hochgebet:

— stark verkürzter Gebetkomplex (Erstes Hochgebet): Für die Kirche; für die Lebenden; für die Toten; um Gemeinschaft mit den Heiligen.

— Einleitung zu den Abendmahlworten (Zweites Hochgebet); Einsetzungsworte und Mysterium fidei.

— ganz kurze Pause; dann *Memores igitur* (Zweites Hochgebet); *Per ipsum*.

Kommunionteil: Vater unser (ohne Libera); Friedensgebet — Friedensgruß; Agnus Dei — *Ecce Agnus Dei* — *Domine non sum*; Mahl.

Schluß: keine *Purificatio*; Schlußgebet; Segen; Bekanntmachungen; *Ite missa est*.

Grundsätzlich bin ich dagegen (außer bei Präfation, Tages- und Schlußgebet und Lesungen) noch zusätzliche, auf das gefeierte Fest zugeschnittene Texte zu verwenden. Die zitierten Passagen reichen aus; stetig wiederholte Hinweise lenken davon ab, daß es bei der Meßfeier um das *gesamte* Heilsgeschehen geht.

Ich kann mir vorstellen, daß Ihnen manche meiner Vorschläge vom theologischen Standpunkt aus rührend naiv erscheinen. Aber ich bin

hier als Dramaturg, und dessen primäre Aufgabe ist es, einen Text so einzurichten, daß die über ihn transportierte Handlung verstehbar und — lassen Sie mich ruhig das profane Wort benutzen — spannend wird. Und das gelingt nur durch Klarheit ohne viele Schnörkel.

Ein Wort noch zum *Vortrag*:

Kräftiges, deutliches Sprechen ist natürlich Voraussetzung, will man verstanden werden. Aber hüten Sie sich vor Theatralik — sie wirkt auch auf dem Theater falsch und unecht. Sprechen Sie, ohne zu dramatisieren, so, wie sie eine Geschichte erzählen oder einen Brief vorlesen bei den Lesungen, und so, wie sie mit einem Partner sprechen bei den Gebetsteilen. Einige Texte bieten auch das der Gregorianik entlehnte Psalmodieren an — aber bitte keinen *tonus rectus*; da hört niemand mehr zu.

AKTION UND GESTUS

Eine Theaterregel vorweg: eine Geste muß klar sein und transportieren, was sie ausdrücken soll. Tut sie es nicht, läßt man sie weg.

Zu den Details: Der *Altarraum* bleibt zunächst unbenutzt — Handlungsort ist fürs erste *Priestersitz* und *Ambo*. Das ist gut, wird doch damit auch optisch der unterschiedliche Charakter von Wortgottesdienst und Eucharistiefeier zum Ausdruck gebracht. Mir könnte sich die Assoziation: hier Galiläa, dort Jerusalem aufdrängen, wären da nicht zwei entscheidende Fehler:

Küßt der Priester schon beim Auftreten den Altar, wird diese Trennung aufgehoben. Eine einfache Verneigung genügt.

Schlimmer aber ist die *ungenügende* Trennung. Die Stühle sind meist so dicht beim Altar, daß ich der Meinung war, nach der Reform wolle man den Priestern und Ministranten das Gehen nicht mehr zumuten. Oft ist das (in kleineren Kirchen) ein Platzproblem. Warum die Stühle nicht *vor* dem Altar, zu Beginn der Stufen, plazieren? Dann denke ich beim Betreten des Altarraums an das „siehe ich gehe hinauf nach Jerusalem!“ Keine Angst, der Priester wird trotzdem gesehen!

Inzens ist Geschmacksache — ich mag ihn nicht, weil ich seinen ursprünglichen Grund aus der Antike kenne; aber ich mache daraus keinen Kritikpunkt.

Daß die Inflation der *Kreuzzeichen* beschnitten wurde, war nötig, wollte man es nicht entwerten. Aber zu Beginn muß es die Gemeinde *unbedingt mitmachen!* In diesem Zeichen hat sie sich versammelt!

Das *Brustschlagen* beim Confiteor ist ein Rest Antike. Heute ist es eine äußerliche, mechanische Geste.

Ausbreiten der Arme — das hat grundsätzliche Bedeutung; der Prie-

ster spricht für alle — mit dieser Geste schließt er die Gemeinde mit ein in sein Gebet. Sie muß also groß, „umfassend“ sein. Auf keinen Fall mit hohergehobenen Händen, sonst wird daraus nur die Gebetshaltung der antiken Priester, und das ergibt keinen Sinn. Um die Geste nicht inflationär werden zu lassen, sollte man sie allerdings auf Tages- und Schlußgebet, Präfation, das „Dominus vobiscum“ und den Friedensgruß beschränken.

Der *Gang zu den Lesungen* soll nicht zufällig sein. Er muß auf das Kommende aufmerksam machen. Also: Ambo nicht zu dicht bei den Stühlen!

Der Gestus bei der *Verkündigung des Evangeliums* hebt sich deutlich ab. Kreuzzeichen zu Beginn (das von der Gemeinde mitvollzogen werden sollte) und Buchkuß müssen bleiben — sie sollten eher noch stärker herausgehoben werden. Sie sind Zeichen einer besonderen Verehrung für einen besonderen Text.

Credo: Das Knien beim „Et incarnatus est“ ist für mich eine halberzige Angelegenheit. Man sollte grundsätzlich das Knien beibehalten bis „auferstanden“, d. h. bis die Heilsgeschichte abgeschlossen ist. Daß Jesus Mensch geworden ist, zwingt mich nieder, und da bleibe ich — aus Demut — solange er Mensch auf Erden ist.

Die *Gabenprozession* habe ich noch nicht erlebt, kann also zu ihrem dramaturgischen Wert (oder Unwert) nichts sagen. Dafür zu der so leidigen *Kollekte*. Sie macht alles, was auf dem Altar geschieht, zweitrangig, da ich mit meiner Kleidung, dem Geldbeutel, dem Sammelkorb beschäftigt bin. Ich schlage vor, die Kollektensammler am Ende der Meßfeier an den Kirchentüren zu postieren. Bis sich das durchgesetzt hat, kann man ein- oder zweimal bei den Begrüßungsworten darauf hinweisen, auch auf den Grund. (Da wird ja auch der Zweck der Kollekte benannt.) Später bedarf das dann keiner Erklärung mehr.

Zurüsten des Altars — Gabenbereitung. Entfällt die Kollekte, braucht nur der Gestus am Altar sinnentsprechend zu sein, dann wird in Verbindung mit dem Text der Vorgang am Altar völlig klar.

Beginnen mit dem *Altarkuß*; hier hat er seinen richtigen Platz im Gesamtablauf. Ich finde es gut, wenn die *Ministranten* (oder die Diakone) die Geräte bringen.

Erheben des Brotes, Erheben des Kelchs sind sinnvolle Zeichen; auch das *Mischen* von Wein und Wasser, wenn es deutlich ist und verfolgt werden kann.

Die *Händewaschung* sollte konkret sein, nicht nur angedeutet, sonst sagt sie nichts aus. Ich meine kein „Bad“, aber auch keine zwei Tropfen. Eine Schale wäre ein gutes Requisit. Auch ein Gang vom Altar weg wäre hilfreich; man wäscht sich die Hände nicht am Tisch.

Beim *Hochgebet* könnte man das Ausbreiten der Hände auf die Prä-

fation beschränken. Den Grund nannte ich schon: keine Sinnentleerung durch Inflation und Routine.

Einsetzungsworte: Kniebeugen, Zeigen — aber bloß kein vorgezogenes Brotbrechen aufs Stichwort. Das ist unzulässige Überinterpretation; statt Symbol nur Theater. Allerdings wird die *Kniebeuge* ein wenig absurd, wenn das Tabernakel im Hintergrund konsekrierte Brote enthält; soll ich die vorübergehend vergessen?

Ein *Klingelzeichen* halte ich für ein überflüssiges Achtungszeichen: der Inspizient läutet ein! Es rührt vermutlich von der Zeit her, da mit dem Rücken zur Gemeinde zelebriert wurde.

Besser war die frühere Gewohnheit, die *Kirchenglocken* zu läuten, um das Ereignis über die Kirche hinaus zu verkünden — Grund sich zu freuen! Freilich wäre es dann zur Kommunionausteilung noch schöner.

Beim *Per ipsum* würde mir genügen, das Brot über den Kelch zu halten, ohne beides zu erheben, denn man sieht es auch so, und in der von mir vorgeschlagenen Fassung liegt das Erheben bei den Einsetzungsworten erst zwei Minuten zurück. Eine Verdoppelung nivelliert immer die erste Aktion. In der z. Z. praktizierten textüberwucherten Form muß man freilich durch Zeigen wieder in Erinnerung bringen, worum es geht — aber das hoffe ich ja korrigiert zu haben ...

Das *Brechen des Brotes* bereitet mir die größten Schwierigkeiten; ich verstehe seine Bedeutung nicht, dadurch bleibt Aktion und Geste für mich nichtssagend, eine leere Form. Der begleitende Satz bietet keinerlei Ansatz für eine Erklärung. Eingebettet in den Friedensgruß ergibt es überhaupt keinen Sinn mehr. Das *Agnus Dei* sollte *mehr* als Begleitmusik zu einem Rätsel sein.

Ähnliche Probleme bringt für mich die *Friedensgeste*. Wer von der letzten Reihe aus einmal erlebt hat, wie geniert die Friedensgeste ausgeführt wird, wie schnell die Hände wieder auseinandergehen, wird mir zugeben, daß hier etwas getan wird, was man eigentlich nicht mag. Es erinnert an streitende Kinder: „Nun gebt euch schon die Hand und vertragst euch!“ Eine erzwungene Geste sagt nichts über meine innere Einstellung aus — und *die* muß stimmen, auch ohne Zeichen.

Der Priester schließe die Gemeinde in seinen Wunsch ein, indem er die Arme ausbreitet, die Gemeinde antworte von Herzen — damit genug.

Das *Zeigen des Lammes* habe ich schon besprochen, ebenso die Möglichkeit des Glockenläutens beim Mahl.

Nach dem Mahl ein *Moment des Schweigens* ist angebracht — keine Purifikation aus dem schon genannten Grund.

Schlußgebet und Segen sollte vom Priestersitz aus erfolgen — kein Zurück mehr zum Altar. Deshalb wäre es gut, wenn der Priestersitz — wie eingangs gesagt — *vor* den Altarstufen *zentral* wäre.

Nach der Entlassung den Altar nicht mehr küssen — Verneigung

beim Abgang kann und soll bleiben. Es ist jetzt definitiv Schluß. Nun kommt es darauf an, Christus und seine Botschaft hinauszutragen.

Ein Wort *zur Frage des Ornaments*: er ist absolut legitim. Er ist kein Theaterkostüm — zu einem festlichen Anlaß kleidet sich der Priester eben in ein Festgewand und hebt die Handlung als eine besondere hervor.

Bleibt uns noch ein letzter Punkt:

GESANG

In der Regel sollte die ganze Gemeinde singen. An besonderen Festen kann — mit Ausnahme der Responsorien und des gesungenen Paternoster — der Chor stellvertretend diese Aufgabe übernehmen, da sich sonst kaum Nachwuchs für den Kirchenchor finden läßt. Aber keine Einlagemotetten!

In eigener Sache: Ich bedaure es, nicht wenigstens an *einem* Hochfest im Jahr eine Orchestermesse zu hören. Es ist ein wenig ungerecht, Komponisten wie Haydn, Schubert, Bruckner ihr persönliches Bekenntnis zur Eucharistie nur im Konzertsaal ablegen zu lassen, für den es bestimmt nicht gedacht war. Dann wird Messe zur Oper.

Der Gesang darf auf keinen Fall als Pausenfüller oder als „Stimmungsmacher“ mißbraucht werden. „Stille Nacht“ zur Kommunion ist Kitsch, mit Verlaub.

Also:

— Beim Einzug: Hier kann dem Fest entsprechend ein Lied gewählt werden.

— Kyrie — gregorianischer Ton.

— Als Möglichkeit: nach dem Evangelium, um Jesu Wort vom folgenden Menschenwort abzuheben.

— (Wenn auch mit Zähneknirschen): ein inhaltlich identisches Lied kann meinetwegen das Credo ersetzen.

Kein Lied zur Gabenbereitung! Man glaube nicht, eine nur scheinbar zweitrangige Handlung mit Musik überbrücken zu müssen! Man *macht* sie dadurch erst zweitrangig.

— Evtl. statt Sanctus, aber nur bei gleichem Inhalt. Sanctus im gregorianischen Stil ist absolut vorzuziehen, wenn schon gesungen wird.

— „Per ipsum“ (vom Priester) und „Pater noster“ (von allen!) im gregorianischen Stil.

— Zur Kommunionausteilung ein Danklied. Kein Orgelsolo — das ist Filmmusik!

— Schlußlied — vor dem *Ite missa est*.

Unter diesen Vorschlägen sollte man *wählen*, nicht gleich alle *unterbringen*. Auch hier gilt: ein Lied weniger ist mehr als zwei zuviel.

Das war's. Ein Laie hat sich seine naiven Gedanken gemacht. Ein Dramaturg hat den Rotstift angesetzt, um die Handlung wieder sichtbar werden zu lassen. Die Theologen werden ihn nun fundiert in seine Bestandteile zerlegen. Sei's drum. Ich habe an anderer Stelle gesagt, ein hinausgezögerter Schluß sei ein schlechter Schluß; also lassen wir es dabei.

*ÜBERLEGUNGEN AUS DEM PLENUM ZUM REFERAT VON
DR. WERNER HAHNE: . . .*

- Die „Ars celebrandi“ darf nicht in das Künstliche abgleiten, sondern sie muß als Feier vom Gesamtgeschehen her verstanden und erfahren werden und ist nur möglich in partnerschaftlicher Beziehung zwischen dem gemeinsamen und besonderen Priestertum.
- Da unsere Praxis noch keineswegs der grundsätzlichen und grundlegenden Kurskorrektur, die in der Liturgiereform geschehen ist, entspricht, und da die Mitträger der liturgischen Feier vielfach ihre Kompetenz erst erkennen und erwerben müssen, ist zusätzlich das Prinzip der Verständlichkeit zu fordern.
- Die Dramaturgie des Gottesdienstes muß wesentlich mitgeprägt sein vom Alltagsleben und der Lebenserfahrung der konkret Feiernden.

*ÜBERLEGUNGEN AUS DEM PLENUM ZUM REFERAT VON
PAUL SCHMIDKONZ: . . .*

- Einzelelemente werden oft nur singulär und nicht in ihrem Gesamtzusammenhang eines dramaturgischen Konzeptes betrachtet.
- Vieles, das im Referat kritisiert wird, beruht auf einem Informationsmangel und Mißverständnis der Grundstruktur und dem inneren Aufbau einer Gottesdienstfeier. Entgegen dem Theatergeschehen, in dem von der Fiktion: hier Bühne, dort Zuschauer, ausgegangen wird, gilt bei der liturgischen Feier das Mittragen aller Anwesenden, das aber auch als solches erlebt werden soll.
- Die Bedeutung und die Notwendigkeit der Gestik und Gebärden, die das Geschehen beim Gottesdienst verdeutlichen und nicht davon ablenken sollen, werden oft verkannt.
- Siehe auch den Bericht vom Arbeitskreis: Gesang — Musik (Dr. Rudolf Pacik).